

## IV. Literarische Anthropologie

# Einführung

HELMUT PFOTENHAUER (Würzburg)

»Literarische Anthropologie« ist in den letzten Jahren fast zum Modewort geworden. Deshalb sind hier zunächst einige Bemerkungen zur Eingrenzung unserer Aufgabe in diesem Feld am Platze.

Es versteht sich vom thematischen und zeitlichen Rahmen unseres Colloquiums her von selbst, daß hier mit »Literarischer Anthropologie« eine *historische Formation* gemeint ist. *Wolfgang Iser* hat jüngst unter dem Titel »Das Fiktive und das Imaginäre« Bausteine zu einer »Literarischen Anthropologie« in allgemeinerer, historisch übergreifender, systematischer Absicht vorgelegt. Es geht dabei um eine anthropologische Fundierung des Ästhetischen und eine ästhetische Grundlegung der Anthropologie. Hier hingegen heißt die Aufgabe historische Rekonstruktion. Dies schließt sich nur pragmatisch, nicht grundsätzlich aus. Wahrscheinlich ist dies sogar die unabdingbare Voraussetzung für die Fortführung solcher systematischer Unterfangen; die historischen Teile in Iser's Untersuchung selbst sprechen dafür und liefern dafür erste Modelle.

Wenn »Literarische Anthropologie« als die Aufgabe der Erforschung einer historischen Konstellation näher bestimmt ist, stellt sich die Frage, welche Zeiten heuristisch privilegiert werden können.

Nun gibt es die *Verbindung von Anthropologie und Literatur* ja schon lange. Man denke nur an die Verknüpfung von Stil- und Affektenlehre seit der Antike oder an den Beginn der neuzeitlichen Anthropologie in der Renaissance und ihre literarische Form, die Moralistik. Aber im *18. Jahrhundert* erhält diese Konjunktion eine spezifische Brisanz. Vom wachsenden Anthropologie-Bedarf im Zuge der neuen Zumutungen von Mündigkeit, Subjektsein, Selbstdenken war vielfach bereits die Rede. Die alten metaphysischen Verankerungen des Menschen wollen durch empirisch-psychologische oder transzendente Konturierungen abgelöst werden. Behoben werden wollen die Folgelasten der cartesianischen Substanzentrennung, welche, anthropologisch gesehen, den Menschen in eine Sinnennatur und in ein immaterielles Geistwesen aufspalten, während die Erfahrung doch lehrt, daß das eine nie ohne das andere ist. Die dadurch hervorgerufenen Vermittlungsdesiderate und Vermittlungsaporien sind zu bewältigen – auch wenn das philosophisch Prinzipielle darunter leiden mag, wenn die Vorteile säuberlicher kategorialer Trennungen aufs Spiel gesetzt werden. Empirie und Pragmatik im Bereich der Vermittlung, der Übergänge,

des *Commerciums* werden wichtig. Wichtig werden dabei aber auch literarische und ästhetische Findigkeit und Erfindungskunst. Denn die Lizenzen des Fiktionalen und das Formenreservoir der Introspektion führen zu Modellen des Zusammenhangs, der Prägnanz, des Konfigurativen, wo sich sonst nur *disiecta membra* zeigen; sie können Leitbilder der Forschung und der Selbstdeutung werden. Die Anthropologiesierung des Wissens und die Ästhetisierung von Literatur und Kunst sind oft unauflöslich verknüpft; das Nachdenken über die Eigenlogik der Sinne und der Einbildungskraft befördert die Eigenständigkeit der Werke, und deren Imaginationskraft wirkt produktiv auf die Erkundung des Menschen zurück.

So wird die *Anthropologie*, und damit rekapituliere ich zu einem wesentlichen Teil, *literarisch*, und zwar ihrer *Form* und ihren *Inhalten* nach. Man denke, was die *Form* anlangt, an die Metaphernflut im Zusammenhang der Überblendungen des Getrennten von Leib und Seele, an die materiell-spirituellen Mitteldinge, die nicht wissenschaftlich nachgewiesen, sondern poetisch postuliert sind, an die fingierten mittleren Aggregatzustände zwischen Körper und Geist – von den romantischen Kategorienmischungen poetischer Physik und Chemie ganz zu schweigen. Man denke an die Aphorismenneigung vieler anthropologischer Bücher, die dem Intermittierenden, weil experimentierend und systematisch Unfertigen, dem Tentativen des Forschens Rechnung tragen und eine alte medizinisch-literarische Form aktualisieren (Platner). Und entsprechend wird ja die Aphoristik ihrerseits zum anthropologischen und naturkundlichen Experimentierfeld: so in Deutschland bei Lichtenberg. Was die *Inhalte* anlangt, so verlangt die Anthropologie nach den inneren Geschichten, welche die Aura des Authentischen im Feld des Menschlichen haben oder die Erfahrungen fiktiv in den Bereich des Möglichen ausweiten. Erinnerung sei nur noch einmal an Herders »Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele« und die darin genannten drei Hauptquellen anthropologischer Erkenntnis, die Lebensbeschreibungen, die Bemerkungen der Ärzte und die Weissagen der Dichter. Und selbst der gegen den Empiriehunger der Zeit resistenter Kant konzidiert ja, daß die Kenntnisnahme von Reisebeschreibungen, ja selbst von Biographien, Schauspielen und Romanen den Anthropologen nützlich, wo nicht unentbehrlich seien (»Anthropologie in pragmatischer Hinsicht«, Vorrede).

Andererseits wird die *Literatur* über weite Teile *anthropologisch*. Sie ist Schauplatz für anthropologische *Themen* und *Motive*. Dies gilt etwa – auch hier sei einiges rekapituliert – für die Zeichenlehre, die Anleitungen zur physiognomischen Verknüpfung von Innerem und Äußerem, die man in die literarischen Gestaltungsformen hinein verfolgen kann (Schillers dramatische Figurentwürfe wären dafür ergiebig; *Wöbkemeier* wählt als ein anderes der vielen möglichen Beispiele die Romane Jean Pauls). Dies gilt für die magnetischen Rapporte zwischen den Seelen über die Körpergrenzen hinweg – auch sie wären in ihrer literarischen Produktivität noch genauer zu verfolgen. Es gilt dies für die Lehrstücke der Psychophysik wie für die der Nachtseiten der Seele, die Kehrseiten der Vernunft oder ihre Grenzphänomene; der Wahnsinnige, der Verbrecher, aber auch der Wilde oder der Neger werden wichtig. Überdies

aber verwandelt die Literatur anthropologische Denkformen in literarische *Gestaltungsformen*. Denn sie braucht zum Beispiel die Faktorenanalysen, die Einflußtheoreme und Annahmen und Beobachtungen von sozialer oder physischer Ursache und seelischer Wirkung, die die Wissenschaften vom Menschen und seiner Genese bereitstellen, um die Geschichten der Figuren und ihrer seelischen Konstitution zum stringenten Motivationsgeflecht zu verdichten (so in der Autobiographie oder im Roman und der Romantheorie, etwa bei Wieland und Blanckenburg). Die Literatur braucht die »Erfahrungsseelenkunde« oder »Experimentalseelenlehre« um des Komplexitätsgewinns im Figurenentwurf willen – nicht nur für eine differenzierende Sicht des Schwärmers und die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen seiner Kur, sondern zunehmend auch, um jene Nachtseiten der Seele oder deren dunklen Fundus literarisch zu kolonialisieren und sich das Wissen um die Unwillkürlichkeiten, die Zwänge und seelischen Kausalitäten einzuverleiben. So werden aus moralischen Erzählungen psychologische Novellen oder Kriminalerzählungen. Oder aber die Literatur macht sich im Hinblick auf die Peripetien des Dramatischen kundig, was die menschlichen Extremsituationen anlangt, das Außersichsein (Schiller), und was die empirischen Befunde und die psychologischen Hypothesenbildungen dazu erbringen.

Es geht also – und das ist das eigentliche Aufgabenfeld dieser Sektion – um das Literarische der Anthropologie und das *eigentlich* Anthropologische der Literatur. Es geht nicht nur um einzelne Inhalte, die genauso gut in anderen Sprachformen transportiert werden können. Es geht um den erschriebenen, den schriftlichen Menschen: Anthropologie als Literatur, literarische Anthropologie.

Diese Einführung von Literatur und Anthropologie läßt sich noch weiter treiben. Und damit komme ich bereits zu neueren Forschungen, wie sie auch in unseren Vorlagen massiv repräsentiert sind. Es ist dabei besonders nachdrücklich eben vom *Literarischen* der Anthropologie die Rede. Dies nicht zuletzt aus dem Grund, daß das Literarische im engeren Sinne von Schreiben und Schrift konstitutiv werde. Das 18. Jahrhundert, so führt *Koschorke* aus, ist eines der Alphabetisierung der Kultur. Dies hat Folgen, so die These, für das, was geschrieben wird, und für das Projekt Mensch zumal. Schrift bewirkt Distanzkommunikation; sie setzt die Ablösung von oraler Direktheit und körpernaher Interaktion voraus. Die Einbildungskraft tritt in ihr Recht; sie vergegenwärtigt das Abwesende der tätigen Körper und Sinne. Dergestalt vermittelt, werden diese spiritueller, schlackenloser. Erotik etwa wird so gleichsam medial transfiguriert und tritt eben dadurch und dadurch vielleicht allererst als Sprache in Erscheinung. Die Menschennatur, die sonst durch Hinfälligkeit bedrückt und auf beunruhigende Weise als kontingent erfahren wird, erscheint als unverstellte Humanität; ihre literale Gestalt will verstanden werden als Sprache des reinen Inneren, des Herzens. Der paulinische Topos der Herzensschrift erhält eine neue Bedeutung und Brisanz. Das Medium Schrift, das Vermittelnde, erzeugt Vorstellungen von Unmittelbarkeit und Direktheit, die so intensiv und nachdrücklich sind wie kaum je zuvor. So soll dann auch das Leben zum Ganzen zusammentreten, zu einer spontanen und aufrichtigen Konfi-

guration mit unüberbietbarer Evidenz. Der ganze Mensch, wie gesagt erscheint als der erschriebene Mensch. Die Abkehr von der Rhetorik um jener unverstellten Expressivität des Individuellen willen vollzieht sich im Medium einer Rhetorik und Topik des Unrhetorischen und Spontanen (darauf weist *Geitner* im Zusammenhang der Ich-Literatur hin). Eine Analyse solcher Schreibweisen wird diese daher nicht nur nach ihren manifesten Intentionen beurteilen, sondern immer auch die latente Macht des literarischen Mediums mitbedenken, in denen sie sich artikulieren.

Man hat einmal gesagt, literarische Produktion sei wie das, was Sheherezade tut: gegen den Tod anschreiben oder -erzählen (Foucault, »Qu'est-qu'un auteur?«). Dies gilt im besonderen Maße für unser Untersuchungsfeld der neu erfahrenen, weil metaphysisch zunehmend ungeschützten Endlichkeit und physischen Determination des einzelnen. Dagegen werden – literarisch gesehen – die Ganzheiten aufgeboten, von denen hier die Rede ist und die mit dem Trauma der Desintegration zusammenzusehen und deshalb gleichsam als Palimpseste zu lesen sind. Die Vorlage von *Geitner* will darauf aufmerksam machen, daß so nicht nur die Entwürfe des authentischen Ich zustande kommen, die alles andere als ein bloßes Abbild vorgängiger Realität gelebten Lebens seien, sondern auch, damit unauflöslich verbunden, die ständigen Zweiflungen, Korrekturen, Selbstbeargöhnungen und Läuterungsbemühungen, welche jenes »Ich« zum tendenziell unaufhörlichen, tendenziell selbstreferentiellen Schreibvorgang machen. Denn das Leben, im Buchstaben fixiert, konstituiert sich so als ganzes und wird – wie die Rede vom toten Buchstaben zeigt – zugleich mortifiziert. Die Zeichen sind eben nicht das Leben; und so ergibt sich ein ständiges Zurückverweisen, ein Hin und Her von Zeichen und Bezeichnungen, um die Imagination unmittelbarer Lebendigkeit und Authentizität und das gegenläufige Innwerden bloßer Signifikation – oft hinter dem Rücken des Autors und seiner Absichten – literarisch zu agieren. Darin, so könnte man folgern, konstituiert sich dieses Ich ästhetisch allererst; nur so, als dieses Differentielle, als dieses unausgesetzt Schreibende und im Schreiben sein Anderes, das ganze Leben Imaginierende, ist es vielleicht überhaupt zu haben.

*Vier Vorlagen* befassen sich explizit – wenn auch aus verschiedenen Perspektiven – mit diesem Thema des eigentümlich Literarischen, Schriftlichen, Rhetorischen oder Topischen der Anthropologie: die schon genannten von *Koschorke* über »Empfindsamkeit«, die von *Geitner* über Lavaters Tagebücher und von *Goldmann* über Autobiographie; hinzu kommen und voraus gehen *Galles* Reflexionen über den französischen Roman der Aufklärung. Dabei, so könnte man den Vorlagen folgend behaupten, zeigt sich also der *erschriebene*, der schriftlich konstituierte Mensch nicht zuletzt als der *ingeschriebene* – dieses Modewort hier einmal im strengen Sinne genommen – als derjenige also, der sich in den vorgegebenen Sprechweisen findet und wiederfindet. Die Frage wäre dabei, ob diese seine Textualität den »ganzen Menschen« als Illusion erscheinen läßt, weil die Einheit von Sinnlichkeit und Vernunft, von Leib und Seele, von Bewußtem und Unbewußtem, nicht einfach zu finden, zu vergegenwärtigen oder aufzuklären ist, sondern sich das Disparate zum Zusammenhang

des Lebens – fern aller Selbsttransparenz und Autonomie – nur nach vorgängig elaborierten Mustern, also heteronom ergibt; oder ob nicht gerade dieses Textuelle das eigentlich Produktive ist, die mythopoetische Kraft quasi, die es erlaubt, noch die entlegensten Dinge des Lebens prägnant werden zu lassen und als Ganzes zur Sprache und zur Existenz zu bringen. Dies ließe dann auch die Exuberanz und Aktualität dieses Schrifttums begreifen, der man mit der bloßen Rückführung auf das Althergebrachte, Invariante in ihm nicht gerecht würde. Auch die Topologie des autobiographischen Schreibens (*Goldmann*) wird daher der Frage nach der für die damalige Zeit spezifischen Anverwandlung der affektiven Gemeinplätze und Stützpunkte der memoria unterzogen werden müssen.

Dies sind einige der Fragestellungen der genannten vier Vorlagen. Rudolf *Behrens* beschäftigt sich mit dem französischen Roman in der Frühaufklärung, und zwar unter dem Aspekt der unbewußten, gleichsam körperlich induzierten Motivationen, welche traditionelle Erzählmuster – verbürgte Weltmodelle und auktorial garantierte Zusammenhänge und Finalitäten – konterkarieren. Dieser Beitrag steht mit dem von *Galle* in thematischem und historischem Zusammenhang. *Galle* exponiert neben der medial, durchs Schreiben, und besonders das der Briefe, gestifteten oder am Leben erhaltenen Liebe noch einen anderen wichtigen, komplementären Gesichtspunkt: den des Traumatischen des unvermittelt Physischen, des Nicht-Diskursivierbaren, welches gewaltsam hereinbricht und gegen dessen Erscheinungen im Leben wie gegen das Endliche dieses Lebens selbst angeschrieben werden muß. Rita *Wöbkemeier* und Götz *Müller* widmen sich einem der großen Erben der anthropologischen Literatur des 18. Jahrhunderts, einem der virtuosen Spieler mit ihren Motiven: Jean Paul. *Wöbkemeier* analysiert die als anthropologisches Konzept bereits betrachtete Physiognomik als literarisches Gestaltungsmittel und verweist auf dessen sozusagen kitschigen Punkt, den weiblichen Charakter. Das Paradox über den Schauspieler (Diderot) und mehr noch über die Schauspielerin besagt ja, daß nicht die Übereinstimmung von Innen nach Außen, sondern umgekehrt gerade die artistisch gesteuerte Divergenz den Effekt der Echtheit produziere. Dennoch werden Frauen, so *Wöbkemeier*, und Jean Pauls idealistische weibliche Charaktere zumal, auf das Wunschbild unverstellter Einheit des Herzens und seiner leiblichen Expression festgelegt. Die Schauspieler, das wären dann die anderen, die Männer, wie etwa Roquairol im »Titan«. Wäre dieser Befund richtig, so ergäbe sich die Gefahr der Spannungs- und Unterschiedlosigkeit weiblicher Figurationen im Werk des Dichters. Götz *Müller* liefert, ausgehend von Adam Bernd und Karl Philipp Moritz und mit dem Fluchtpunkt bei Jean Paul und E. T. A. Hoffmann, eine kleine Geschichte jenes Zentralvermögens der Ästhetik, Psychologie und Literatur der Zeit, der Einbildungskraft. Er erzählt von ihrer Verdächtigung, die ihre Wichtigkeit ex negativo zeigt, und ihren Nobilitierungen; er spricht die Tag- und Nachtseiten des Menschen an, deren Dramaturgin sie ist.

Am Ende steht Ulrich *Gaiers* Beitrag über Hölderlin – ein Rückblick auf die Geschichte unseres Themas und die Untersuchung eines anspruchsvollen poetologischen Projekts des Menschen, das man als Versuch einer Summe und

vielleicht auch als besonders elaborierte Infragestellung oder Zuspitzung zur Krise auffassen könnte (erinnert sei in diesem Zusammenhang auch noch einmal an die Vorlage von *Utz* aus der dritten Sektion). Bemerkenswert, daß auch und gerade hier der anthropologische Entwurf sich allererst als Sprache und Schreiben, als Schrift, realisiert. Noch einmal also literarische Anthropologie im wörtlichen Sinne.

Vieles kommt in dieser Sektion zur Sprache, vieles nicht. Sie ist vielleicht unvollständiger als die anderen. Daß es Lichtenberg selbst in seinem zweihundertsten Todesjahr nicht zu einem eigenen Beitrag, was das Literarische seiner Schriften anlangt, gebracht hat, daß Schiller und Goethe als Poeten fehlen, daß Moritz, dessen Todestag sich im Jahr vor dem Erscheinen des Bandes zum zweihundertsten Male gejäht hat, weitgehend ausgeklammert bleibt, daß von Masochismus gesprochen wurde (Sektion II), aber nicht von de Sade, um nur einiges zu nennen – all dies war nicht gewollt und wird bedauert. Es ist dies den Themenvorschlägen geschuldet, unter denen auszuwählen war. Und so zeigt sich, daß selbst ein so umfangreicher Band vielleicht vor allem ein Hinweis ist auf die Notwendigkeit weiterer Forschung in diesem Felde.